

Zeitschrift: Zürcher Taschenbuch
Herausgeber: Gesellschaft zürcherischer Geschichtsfreunde
Band: 111 (1991)

Artikel: Aufzeichnungen des 16jährigen Kantonsschülers Eduard Seiler, 9.-27. November 1918
Autor: Lampérth-Seiler, Elisabeth
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-985293>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 28.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Aufzeichnungen des 16jährigen Kantonsschülers Eduard Seiler, 9.–27. November 1918

Eduard Seiler (1902–1983), später Arzt in Uetikon am Zürichsee, wuchs in Zürich an der Pestalozzistrasse auf. Seine Eltern stammten aus dem Toggenburg. Sein Vater, der jüngste von zwölf Geschwistern, wurde zuerst Primarlehrer und später Physikprofessor an der Kantonsschule Zürich. Er war überzeugter, politisch aktiver Demokrat. Schon als kleiner Bub durfte Eduard an manchem Sonntag seinen Vater in die Dörfer der Zürcher Landschaft begleiten, wo dieser den in einer Wirtschaft zusammengekommenen Bauern die Vorteile des Proporzwahlsystems erläuterte.

Der November 1918 war eine bewegte Zeit: Endphase des ersten Weltkrieges, Revolution in vielen deutschen Städten, Generalstreik und Grippeepidemie in der Schweiz. Der 16jährige Kantonsschüler hat seine Eindrücke, Erlebnisse und Überlegungen festgehalten, spontan und unausgefeilt, wohl nur als Erinnerung für ihn selbst, auf 15½ eng beschriebenen Seiten eines grauen karierten Schulheftes.

Heute morgen, am Samstag dem 9. November 1918, wollten mein Bruder Leo¹ und ich in die Stadt gehen. Da nämlich die meisten, ja fast alle Läden trotz des gestern proklamierten Generalstreikes geöffnet waren, fanden wir heute Zeit, unsere Weihnachtseinkäufe zu machen. Ich schleppte meinen Photographenapparat mit, um vielleicht einige der aufgestellten Maschinengewehre abzuknipsen. Im übrigen wollten wir nach vollbrachtem Geschäfte gleich wieder nach Hause eilen, um unsere Ferienaufgaben zu vollenden. Papa war schon am Mittwoch in die Kaserne eingerückt, da er am Dienstag abend 10 h das Aufgebot erhielt. Mama war im Einverständnis mit uns, da wir ihr einige Andeutungen über Weihnacht, Geburtstag u.s.w. gemacht hatten.

Also zogen wir los. Zuerst gings zum Hirschengrabenschulhaus, um die Maschinengewehre zu inspizieren. Sie waren aber sämtliche 20–30 in ihre Wagen verpackt und eigneten sich deshalb wenig zu einer Aufnahme. Wir spazierten also zur Kirchgasse, und ich schaute in der Grütlbuchhandlung, ob das Gewünschte da sei. In einer Viertelstunde könne

ich das Buch haben. Wir berieten, was zu tun sei. Ich schlug vor, nach der Bahnhofstrasse zu gehen, um das Militär ein wenig zu sehen. Besonders war ich auf die neuen Schweizerischen Stahlhelme begierig, die ich noch nie gesehen hatte. Wir trabten also über die Münsterbrücke und zur Poststrasse. Hier konnte man eine grosse Menschenmenge auf dem Paradeplatz sehen. Man sah Militärreiter und Fussoldaten, die die Gegend um das Tramhäuschen besetzt hielten. Die Poststrasse war durch Füsiliere bewacht, die die Menge zum Passieren aufforderten. Ich traf dort zwei Schulkameraden Stahel und Trüb, die die Ferienaufgaben abgegeben hatten und nun ein bisschen zuschauen wollten beim Revoluzieren. Da wir hier nicht durchkamen, verzogen wir uns über den Münsterplatz, die Storchengasse und in Gassen bis vor das Warenhaus Grieder am Paradeplatz. Hier war man der Versammlung, die den ganzen Paradeplatz bedeckte, näher und hörte ein Brüllen und Gejohle. Ich wollte eine Photoaufnahme machen und suchte mir auf einem Stein oder sonst erhöhten Punkt eine bessere Lage. Das Gejohle nahm zu und hörte plötzlich auf, als aus der Mitte des Paradeplatzes ein rasendes Schiessen ertönte. Ich weiss nicht, ob es ein ununterbrochenes Gewehrfeuer oder ein Maschinengewehr war, aber ich glaube doch eher das letztere. Schon im ersten Augenblick sah ich, dass beinahe senkrecht in die Luft geschossen wurde (10.30), ob blind oder scharf weiss ich nicht. Sofort gingen in allen Häusern die dichtbelagerten Fenster zu. Noch possierlicher sah es aber auf dem Platze aus. Beim ersten Schuss ging eine Bewegung durch die Menge, und die Leute rannten in hellstem Galopp und ziemlich still und eifrig auseinander. Mein Bruder hatte den Kopf vollständig verloren und schrie: «Si schüset, si schüset!» Ich packte ihn am Krips, und wir spazierten in würdevollen Schritten um die nächste Ecke, denn an Stillestehen war nicht zu denken. Wir erhielten aber links und rechts Püffe von der entsetzten Menge, und ich glaube, wir waren so ziemlich die einzigen, die nicht davonrannten.

Hinter der nächsten Ecke stand man still, sah sich an und begann zu lachen. Die einen hatten rote Gesichter, die andern bleiche. Ein Mann versicherte in den höchsten Tönen des Entsetzens: «Grad näbet mir ischt e chugle in boden ine gheit.» Die Mehrzahl der Leute aber lachte, und es war fast lustig. Man musste aber zulaufen, da noch immer andere nachdrängten. Wir gelangten durch ein kleines Gässchen zur Peterstrasse und spazierten dann durch die Augustiner- und Strehlgasse zur Gemüsebrücke. Hierauf wandten wir uns unter den Bögen durch zur Mün-

sterterrasse, wo ich eine Aufnahme machte. Man sieht aber nur noch die letzten Leute von der Poststrasse hereilen. Dann gingen wir wieder zur Kirchgasse und holten beim Grütli unser Buch. Auf dem obern Hirschengraben fanden wir Viktor Kunz², der hier auf seine Mutter wartete. Frau Dr. Kunz hatte aber Angst, da ihr von Soldaten angegeben wurde, es seien 18 Menschen getötet worden und viele verwundet. Sie sollte mit Viktor und seiner kleinen Schwester zum Zahnarzt an der Peterstrasse und hatte Angst, über den Paradeplatz zu gehen. Ich riet ihr das auch ab, und sie machte den Umweg über die Gemüsebrücke.

Leo und ich trabten nun den Hirschen- und Seilergraben hinab. Beim Schulhaus sahen wir unser Schwesterchen, das mit ihren Freunden und Freundinnen die Maschinengewehre anstaunte. Da sie ruhig dort blieb, liessen wir sie da. Wir aber gingen nun durch den Predigerplatz, Zähringerplatz, Mühlegasse, Uraniabrücke, Uraniastrasse zu meinem Freunde Georges Camp an der Bahnhofstrasse. Wir machten ihm einen kurzen Besuch und wollten uns dann nach Hause verziehn. Mein Bruder aber drängte mich, bis wir nochmals über den Paradeplatz gingen. Auf der Bahnhofstrasse trafen wir noch Herrn Professor Stierlin an, der uns viele Grüsse an die Eltern aufgab. Beim Griederhaus machte ich eine Aufnahme über die grosse Versammlung hin, die sich auf dem Paradeplatz von neuem gebildet hatte. Die Platte zerbrach mir leider in der Kasette drin, und so wurde nichts aus dem Bild. Wir wollten nun durch die Waaggasse uns heimwärts wenden. Vor uns her ging ein grosser, bleicher Herr mittleren Alters in grauem Mantel und Pelerine. Hinter uns wurden plötzlich Stimmen laut, und es lösten sich etwa zwanzig Männer los, die gegen diesen Herrn rannten und ihm allerlei Schönes nachriefen wie: «Chaib, Glünggi.» (11.45) Dieser ging zuerst ruhig, rannte dann aber auch und schlüpfte schnell in die Wirtschaft zur Waag hinein. Die Bande blieb draussen stehen und gröhlte einige Augenblicke, bis ein paar vortraten und die Türe öffnen wollten. Da wurde diese von innen geöffnet, und eine Frau in mittleren Jahren, wahrscheinlich die Wirtin selbst, trat halb hinaus und wies die Leute mit einer ruhigen Armbewegung zurück. Diese gehorchten nun, aber sie belagerten nun das Haus. Das weitere weiss ich nicht, aber ich glaube, wenn dieser Herr denen in die Hände gefallen wäre, würde er nicht lebend davon gekommen sein.

Wir gingen dann über die Münsterbrücke und die Kirchgasse zum Hirschengraben, um unsere Schwester heim zu holen. Wir fanden sie



Eduard Seiler mit Geschwistern um 1918.

hier aber nicht und suchten sie dann bei der Universität und der Platte. Als wir aber nach Hause kamen, tönnten uns ihre holden Geigentöne entgegen, und wir waren nun beruhigt. –

Heute *Sonntag den 10.* war es morgens ruhig. Mein Vater kam gegen 11 h aus der Kaserne, um bis am Abend bei uns zu bleiben. Am Nachmittage beschäftigten wir uns mit den letzten Dingen unserer Ferienaufgaben, als dann plötzlich 3.20 ein heftiges Gewehrfeuer begann. Es dauerte ununterbrochen ungefähr eine Minute. Dann war es wieder ruhig. Gegen halb vier Uhr ertönte aber neues Knallen, das noch heftiger war, aber auch nur einige Augenblicke andauerte. Somit hatte sich aber die Prophezeiung von Papa erfüllt, der sagte: «Hüt chlöpfts no amen ort, er gsends dänn.» Gegen Abend kam Max³ und berichtete vom gänzlichen Zusammenbruch der deutschen Armeen. Alle Soldaten verlassen siegend und mordend die Front, und zu Hause ist Revolution. Die Unordnung ist noch viel grösser als in Österreich. Dann erfuhren wir von ihm auch, dass es heute beim Schiessen einige Verwundete gegeben habe (6?), und dass man im Kantonsspital Notbetten für die neuen Opfer richte, die noch dazukämen. Und dabei wüetet noch in der ganzen Stadt die Grippe. Besonders beim noch unverseuchten, neu eingerückten Militär soll es schlimm stehen. Hundertdreissig sind gestern frisch erkrankt, und jeden Tag werden Tote aus der Kaserne hinausgetragen. Und dann noch die aufgeregte Stimmung in den Städten wie beim Militär. Wenns losgehen sollte, wird es schrecklich gehen. Wir haben hier Entlebucher, Aargauer, Schaffhauser, Basellandschafter, Thurgauer und Solothurner. Diese Männer mussten von ihren Berufen weg Hals über Kopf nach Zürich. Heute haben alle Stahlhelme an; wahrscheinlich erwartet man Strassenkämpfe. Die Regierung muss wichtige Dokumente über das Wühlen der Bolschewiki in Händen haben, dass sie sich zu einem solch grossen Aufgebot entschloss. Die ganze Stadt ist aber auch voll Militär, und besonders viele Maschinengewehre sind bereit. Gestern zogen einige tausend vor die Kaserne und forderten den Regierungsrat Wettstein heraus, der Militärminister ist. Die Strassen wurden aber von der Kavallerie wieder gesäubert. Der Plan der Bolschewiki war jedenfalls der: Sie wollten zuerst das Zeughaus stürmen, was ihnen auch gelungen wäre, wenn sie den richtigen Zeitpunkt nicht verpasst hätten. Mit dem Zeughaus hätten sie dann Waffen und Munition im Überfluss gehabt und hätten ihre Schreckensherrschaft in der Stadt ausüben können. Sie waren aber zu spät, und nun ist genügend Militär da, um uns vor den Anschlä-

gen dieser meist aus Ausländern, Deutschen, Polen und Russen zusammengesetzten Bande zu schützen. Was sie im Grunde wollen, weiss kein Mensch. In Deutschland haben sie doch ein Ziel, die vollständige Demokratisierung. Bei uns ist das aber gar nicht nötig, denn die Sachen, die uns noch fehlen, können viel einfacher und schneller auf gütlichem Wege erledigt werden. Deshalb sind auch die Grütlianer und viele Sozialisten gegen das gewaltsame Treiben der ausländischen Bolschewiki.

Papa musste nun wieder zur Kaserne und erlaubte mir, ihn ein Stückweit zu begleiten. Da zeigte es sich, dass Tante Gusteli⁴ nicht hier zu Hause war, sondern zu Besuch bei Tante Hedwig an der Seestrasse beim Bahnübergang Tunnelstrasse. Max und ich beschlossen, sie heim zu geleiten, und trennten uns an der Florhofgasse von Papa, der über den Bahnhofplatz zur Kaserne hin wollte. Wir zogen aber über die Kirchgasse, Münsterbrücke, Paradeplatz, Bleicherweg zu Tante Hedwig. Auf Schritt und Tritt begegneten wir Soldaten, alle in Stahlhelmen. Besonders die Münsterbrücke war stark bewacht, denn dort in der Nähe fanden immer die Versammlungen statt. Auf dem Paradeplatz wurde ein Extrablatt der «Basler Nachrichten» ausgegeben, das aber nur die alten Nachrichten von den Abdankungen der meisten Fürsten Deutschlands wiederkäute. Wir holten nun Tante Gusteli ab und erfuhren von ihr allerlei über das Schiessen. Sie war über Rämistrasse, Quaibrücke, Paradeplatz gegangen und hatte das Schiessen gerade vor sich gehört, als sie die Rämistrasse hinunterging. Im Bellevue verscheuchten nämlich die Soldaten mit Schüssen in die Luft die grosse Menge des angesammelten Publikums. Als Tante Gusteli über die Quaibrücke ging, schoss man beim Fraumünsterplatz, und dort wird es jedenfalls schlimm zugegangen sein. Eine grosse Menschenmenge drängte sich Stadthausquai und Fraumünsterstrasse hinauf gegen den Bürkliplatz.

Als wir zu Hause ankamen, war Onkel Otto⁵ da. Er hatte schon früher mit der ganzen Familie zu uns kommen wollen, sie waren aber beim Schiessen wieder umgekehrt. Jetzt am Abend kam er allein. Er hat einen der Bolschewiki, einen gewissen Heuberger, einsperren lassen. Dieser schrieb seiner Frau, wenn er aus dem Gefängnis entlassen werde, werde er als erstes Onkel Otto niederschliessen. Onkel Otto hat viel zu tun und ist meistens auf dem Militärgericht. Er meint, es könnte vielleicht noch weiter losgehen. Es heisst auch, morgen sei in der ganzen Schweiz Generalstreik, mit Einschluss der Eisenbahnen und der Post. Komisch auch ist es, dass die Theatermaschinisten und Musiker streiken, denn sie sind

im Holzarbeiterverband organisiert. Zeitungen werden jedenfalls keine mehr erscheinen, ausgenommen natürlich das «Volksrecht». Heute gab die «Neue Zürcher Zeitung» ein Bulletin über die Waffenstillstandsbedingungen heraus, das aber im Nu vergriffen war. Die Beratungsfrist für den Waffenstillstand läuft morgen 11 h vormittags ab. Wie wird es nur herauskommen? –

Montag, den 11. November 1918. Die Nacht war ganz ruhig. Man wundert sich wirklich, dass gar nichts geschieht, und dieses ungewisse Warten ist unbehaglich. Bei uns auf der Platte sind alle Läden geöffnet. Nur die Pöstler streiken. Da muss man sich halt ohne Post behelfen. Ich bin neugierig, ob die Bahnen fahren. In die Stadt hinunter darf ich nicht mehr, Papa hat es mir verboten. Langweilig ist es auch, dass keine Zeitungen erscheinen. Man hat sich so an sie gewöhnt in diesen Tagen, dass sie einem wirklich fehlen. Heute ist ein wichtiger Tag. Um 11 h nach französischer Zeit läuft die Waffenstillstandsfrist ab. Wir sind alle gespannt. Wie siehts nur in der Stadt drunten aus? Das Auto des Lebensmittelvereins ist auch heute gekommen. Nun sollte man meinen, dass dann auch in der Stadt nicht gestreikt wird. Allerdings haben drei Männer statt einem drin gesessen, und einer hat sich noch ein kleines Magazin von Pflastersteinen angelegt, um hinderliche Leute zu verscheuchen. Mit dem Schiessen hatte es gestern seine Richtigkeit. Tante Gusteli hat sich aber getäuscht, denn es wurde nur auf dem Fraumünsterplatz geschossen. Die Soldaten schossen in die Luft, um die Versammlung zu zerstreuen, denn dort war die Protestversammlung der Bolschewiki. Am Fraumünster und an Häusern in der Storchengasse sind viele Schiessspuren. Was es später noch beim zweiten Schiessen gegeben hat, weiss ich nicht. Drei Autos mit Verwundeten fuhren zum Spital. Ich habe das von meinem ehemaligen Schulkameraden Tanner erfahren, der an der Kappelergasse wohnt.

Nun weiss ich auch Einzelheiten von gestern. Viktor Kunz war zufällig dabei und erzählte mir vorhin den Vorgang. Auf dem Fraumünsterplatz hatte sich eine riesige Menschenmenge versammelt: Frauen mit Kinderwagen und sonst kleinen Kindern, Jungburschen mit steingefüllten Rucksäcken und sonst noch neugieriges Publikum. Da kamen plötzlich von der Poststrasse her einige Soldaten mit einem Offizier an der Spitze. Sie wurden sofort mit Gejohl und Schimpfnamen und Pfeifen empfangen. Die ganze Menge richtete sich gegen diese Soldaten in Bewegung, sodass der Offizier mit seinem Säbel eine Gasse bahnen musste.

Der hinterste Soldat wurde von den übrigen abgetrennt und wurde derart zugerichtet, dass er an seinen Verletzungen starb. Nun befahl der Offizier zu feuern, und die Soldaten schossen in die Luft gegen die Storchengasse zu. Die Menge rannte kreischend auseinander. Vom Helmhäuser rückte eine andere Abteilung über die Münsterbrücke heran. Nun scheint es zu Tötlichkeiten gekommen zu sein. Jedenfalls hat es Verwundete gegeben. Ein nochmaliges Schiessen setzte ein. Weiteres weiss auch Viktor Kunz nicht.

Dienstag, den 12. November 1918. Immer streiken noch die Bahnen und die Post, allerdings nur im Bahnkreis von Zürich. Die ganze Westschweiz hat den Streik einmütig abgelehnt, ebenso St. Gallen. Die Geschäfte stehen zwar alle offen. Die Lage wird allmählich schlimmer. Schon erhält man keine Milch mehr. Anderes wird noch nachkommen. Heute wurde ich von den Pfadfindern aufgeboten, um dem Verein «Soldatenwohl» Hülfe zu leisten. 700 Soldaten sind schon an der Grippe erkrankt, jeden Tag sterben einige. Nun mussten wir Zettel vertragen, damit sich die Leute zum Stellen von Bettstücken melden können. Ich kam in die Gegend von Unterstrass, wo mir Herr und Frau Pfarrer Diem Adressen angaben. Ich war freudig überrascht, so viel wurde gegeben. Ich war in unzähligen Häusern und hatte keine Zeit, an das Mittagessen zu denken. Gestern fiel ich beim Velofahren vom Velo herunter und verstauchte mir die linke Hand. Sie macht mir ein bisschen zu schaffen. Heute erschien noch eine Zeitung ausser dem Volksrecht, nämlich Nummer 1 der «Bürgerlichen Presse Zürichs». Dieses Blatt wird von sämtlichen Prinzipalen der bürgerlichen Zeitungen herausgegeben. Der Verkauf wird von Studenten besorgt. Unter ihnen ist auch unser Vetter Max. – Ein schreckliches Gerücht hat sich zum Glück als unwahr erwiesen. Es hiess, die Amerikaner und Engländer hätten die Schweizergrenze überschritten; die ganze Schweizerische Armee sei mobilisiert. Es ist kein Wort daran wahr. Sicher ist das wieder von den Deutschen erlogen worden. Übrigens ist dann der Waffenstillstand geschlossen. Jetzt wird nur noch in Russland gekämpft, und bald wird hoffentlich auch dort die Ruhe wieder eintreten. Im Norden bei Archangelsk werden die Ententruppen über den Winter in ihren Lagern bleiben; aber im Süden wird es doch vorwärtsgehen. Die Engländer sind ja schon in Odessa gelandet. Hoffen wir das beste! Der deutsche Militarismus hat ausgelitten, und es scheint, dass die Gerechtigkeit ganz siegen werde. – Papa ist heute nicht gekommen, hat aber aus der Kaserne telefoniert, dass alles gut stehe.

Mittwoch, den 13. November 1918. Heute mussten wir Bettstücke sammeln. Die kleineren Sachen werden von Pfadfindern mit Händen, Velos, kleinen Wagen abgeholt, die grösseren von Soldaten mit Wagen und Autos. Ich erhielt dann Feldmarschall Meyers Velo und fuhr mit Freund Appenzeller,⁶ den ich unvermutet traf, im Auftrage von Frau Oberst Steinbuch nach Schwamendingen, wo wir den dortigen Soldaten Socken und Taschentücher brachten. Die Soldaten sind in grosser Verlegenheit, da ihnen die frische Wäsche von zu Hause nicht mehr geschickt werden kann, da Bahn und Post streiken. Einige wenige Züge fahren, die von Lokomotiv-Ingenieuren geführt werden. Die Expresspost wird von den Studenten besorgt. Die medizinischen Studenten sind sämtliche in den Grippelazaretten Tonhalle und Schulhaus Riedtlistrasse angestellt. Die Blätter der «Bürgerlichen Presse Zürichs» werden auch von Studenten vertrieben. Hier hat sich eine Bürgerwehr gebildet; es werden aber nur Männer über achtzehn Jahren angenommen. Der Streik pfeift aus dem letzten Loch. – Ich bin nun mit Appenzeller zusammen Adjutant(?) der Frau Oberst Steinbuch und brauche ein Velo. Bis jetzt ist es mir noch nicht gelungen, eins aufzutreiben.

Mittwoch, den 27. November 1918. Schon vierzehn Tage bin ich nicht mehr zum Schreiben gekommen. Ich hatte sehr viel zu tun und war jeden Abend so müde, dass ich gleich nach dem Essen zu Bette ging. Die ganze Zwischenzeit habe ich im Militärlazarett für Grippekranke im Schulhaus Schanzengraben erlebt. Als es bei Frau Steinbuch nichts mehr für uns zu schaffen gab, meldeten wir, Appenzeller und ich, uns im Schanzengraben. Wir wurden angenommen und hatten auch immer genügend zu arbeiten.

Als wir ins Lazarett eintraten, war noch so gut wie nichts vorhanden. Jeder Kranke hatte sein hartes Kasernenbett und damit fertig. Es gab Zimmer, da für vierzehn Kranke zwei Spucknapfe vorhanden waren. Appenzeller und ich transportierten nun per Velo alle fehlenden Dinge zum Spital. Im ganzen haben wir ungefähr zweihundert Spucknapfe transportiert, gegen hundert Urinflaschen, viele Bettpfannen, Waschschüsseln, Eimer, Kessel, Kaffeekannen, Kochgeschirre, Teller, Tassen, Trinkgläser, Löffel, Messer, Gabeln, Hemden, Unterhosen, Schürzen, Überhemden, Doktormäntel, Seifengeschirre, Bücher, Kartenspiele, Brettspiele, Postkarten, Briefpapier, Schreibzeug, Grippemasken, Sauerstoffbomben, viele Arten Arzneimittel und noch vieles andere mehr. Im Lazarett selbst wurden wir auch verwendet, um die geliehenen Betten

aufzuschlagen, Kranke zu transportieren und zu vielem anderen noch. Anstatt der 1000 verlangten Betten waren über 1500 zusammengekommen. Nun mussten die harten Militärbetten entfernt und die neuen Privatbetten an ihre Stelle geschafft werden, was viel Zeit und Mühe erforderte. Das Stroh aus den Sterbebetten und den alten Krankenbetten verbrannten wir von Zeit zu Zeit in einem riesigen Feuer am Ufer des Schanzengrabens. Einmal musste ich auch in einem Krankenzimmer (15) bei den Schwerkranken aushelfen und Spucknapfe leeren. Unterdessen war auch Viktor Kunz zufällig in unser Lazarett gekommen und half mit, die Schwerkranken zu pflegen.

Die Kranken waren in den Sälen aller drei Stockwerke verteilt. Im Parterre war ausserdem noch das Kommando (später aus zwei Zimmern bestehend, 2 und 3) und die Lingerie mit der Apotheke (5). Die Apotheke zog später in das kleine Nebenzimmer, das man früher als Totenkammer gebrauchte. Das Zimmer 6 wurde später als Soldatenstube eingerichtet, als die Zahl der Kranken abnahm. Im mittleren Stockwerk waren nur Krankenzimmer. Im oberen Stocke waren ausser den Krankenzimmern noch die Diätküche im Gange und das Esszimmer der Pflegerinnen. Dieses wurde später, als die Apotheke aus der Lingerie auszog und die Schwestern nun dort assen, als Totenkammer benützt. Im oberen Stock, Zimmer 15, waren auch die Schwerkranken, von denen nur selten einer mit dem Leben davonkam. Wenn ein Patient noch an der Lungenentzündung erkrankte, so wurde er ins Zimmer 15 gebracht, und damit war auch sein Todesurteil gesprochen. Ach wie viel Schmerzen und wieviel Leid waren überall von diesem unheilvollen Zimmer 15 zu spüren, und noch jetzt, wenn ich die Zahl 15 höre, so durchfährt mich ein Schauer. Wenn wir im Lazarett jemanden die Treppe heruntereilen hörten, so rief Fräulein Huber voller Angst aus: «Ach Gott, nun hats im 15 wieder etwas gegeben!» In allen Zimmern pflegten die Sanitätswärter und je eine freiwillige Pflegerin, im Zimmer 15 kam dazu noch eine Berufskrankenschwester und Viktor.

Die Leitung des Lazarettes besorgte Fräulein Frida Huber. Als sie in den Schanzengraben eintrat, kam Ordnung in die ganze Sache; vorher war das nämlich nicht der Fall. Ihr zur Seite verwaltete die Lingerie Fräulein Kern, deren Gehülfin später noch Fräulein Laubi wurde. Auf dem Kommando waren die beiden Oberleutnants Leemann und Bosshard mit den Aspiranten Grumbach und Nietlisbach. Apotheker war Korporal Turnheer. Von den Schwestern war ich besonders mit Fräulein

Weiss (10), Fräulein Trüeb (16), Fräulein Bürgin (14), Frau Bodmer (15) und Schwester Alma (15) bekannt. Ebenso mit Fräulein Benninger von der Diätküche, der einige Tage Hedy Schwarz half. Von den Sanitätssoldaten hatte ich besonders mit den Gangordonnanzen Vögeli und Stadelmann zusammenzuarbeiten, die das ganze Lazarett mit ihrer Schnelligkeit in Wut brachten. Ebenso häufig trafen wir «de Ma, wo nümme of de chneune sto cha», die Ordonnanz Meier. Von den Pflegern konnte ich es am besten mit dem Gefreiten Engler, der seine ganze Zeit dazu verwandte, die Arbeit zu hüten. Da er übrigens ein Basler vom reinsten Wasser ist, kann ihn niemand ansehen, ohne zu lachen. Seinen ganzen Abscheu hat er gegen das Spucknapfreinigen gesammelt und sagt, er wolle lieber einem Kranken das F... putzen als einen einzigen Spucknapf leeren. Im Zivilleben ist er Schüler an der Basler Missionsschule, und wir haben schon miteinander abgemacht, dass ich ihm einen Brief unter der Aufschrift «Schwabenkaserne Basel» schicken werde. Der andere Pfleger heisst Felder und ist ein strohblonder Luzerner aus Ruswil und lacht gerne. Als Hilfsdienstler waren auf dem Kommando mein ehemaliger Schulkamerad Max Tanner und ein kleiner Knabe, Bosshard. Auf der Apotheke und Lingerie sowie im ganzen Haus waren Max Appenzeller und ich tätig. Dazu kam noch ein Kleiner, Walter Locher. Zwei andere «Knöpfe», Gerster und Knabenhans, pendelten so zwischen der Lingerie und dem Kommando hin und her und figurierten meistens als Statisten. Dann kamen noch dazu ein bissiger alter Abwart, mit dem wir immer Krach hatten, und vor dem Hause die zwei Schildwachen in Stahlhelmen. – Im Hofe standen die Wagen der Sanität, während die Pferde in einer nahen Fuhrhalterei untergebracht waren. In der Turnhalle schliefen die Mannschaftsleute und die Genesenden. Den Schwestern hatte Frau Bodmer ihr Haus zur Verfügung gestellt, und diejenigen, die nicht nahe beim Schulhaus wohnten, übernachteten dort. – Ganz in der Nähe, in einer Waschküche, war die Küche eingerichtet, wo wir auch mittags und abends assen. Das Frühstück nahmen wir zu Hause ein und den Zvieri mit den Pflegerinnen. In der Küchenmannschaft waren meistens Luzerner, aber auch ein Emmentaler. Die Sanitäter waren aus der Sanitätskompagnie II/4.

Eines Morgens, als wir in die Lingerie eintraten, sassen auf zwei Stühlen ein altes Ehepaar aus dem Luzernischen. Der Mann weinte bitterlich, und die Frau weinte und schrie und tobte beinahe. Ach, diese arme Leute. Ihr Sohn war bei uns auf den Tod krank gewesen, man hatte sie be-

nachrichtigt, und sie waren wegen des Eisenbahnstreikes zu spät eingetroffen. Eine Stunde vor ihrer Ankunft war er gestorben. Zu spät. Welch furchtbare Wirkungen kann doch ein solcher Umstand haben. Seit ich dies gesehen habe, hasse ich die Bolschewiki. Wenn sie das gewusst hätten! Ach diese armen Eltern. Die Schwestern weinten und versuchten die arme, untröstliche Frau zu trösten. Ein Soldat, der sie kannte, wollte es auch versuchen, aber er kam nur so weit, dass es halt Dinge gäbe, die man in Gottes Namen nicht ändern könne. Ach wie kalt und herzlos tönten alle diese so gut gemeinten Worte. Ich glaube, das beste Trostmittel war das, welches dann eine ganz junge Pflegerin (Frl. Trüeb) fand. In ihrem übervollen Herzen setzte sie sich neben die alte Frau, schlang ihre Arme um ihren Hals und schmiegte ihren Kopf an die runzligen Wangen der armen Mutter. Wir andern waren schon hinausgegangen.

Ich sah dieselben Leute später, als sie von der Leiche ihres Sohnes zurückkamen. Der Mann wankte an seinem Stabe, und die Frau musste von zwei Pflegerinnen sorgfältig gestützt und geführt werden. Die alte Frau wollte die junge Pflegerin, die vorher ihre Arme um sie geschlungen hatte, nicht mehr gehen lassen. Ihr zweiter Sohn, ein kräftiger junger Bauer, musste noch lange nach der Türfalle suchen, um sie für seine Mutter, deren einziges Kind er nunmehr war, zu öffnen.

Man muss sich manchmal wirklich wundern, wie diese einfachen Leute ehrlich gegen sich selber sind. Ein alter Mann aus dem Aargau besuchte seinen todkranken Sohn. Er sah sofort, dass nichts mehr zu hoffen war. Er liess es aber ja nicht merken. Als ich ihn später ins Hotel begleiten musste, sagte er zu sich in halblautem Tone: «Ja, ja, de buob gfallt mer nüd, ja, ja.» Am nächsten Tage besuchte er ihn nochmals, als gerade der Arzt eintrat, und versuchte ihm noch einige Hoffnung zu erwecken. Als dieser gegangen war, sagte der Sohn seinem Vater, er wisse es schon, dass er sterben müsse. Der Vater reiste dann ab, und der Sohn starb am folgenden Tage.

Die traurigste Geschichte ist die einer Frau Herzog. Als es ihrem Mann schlimmer ging, kam sie her, um ihn zu pflegen. Sie leistete ihm leise und mit der liebevollsten Sorgfalt alle Handreichungen. Ihr Mann fühlte seinen nahen Tod und war in Verzweiflung. Er war arm. Im Sommer hatten er und seine treue Frau ihre beiden Kinder verloren und nun, da sie ein neues erhalten sollten, kam dieses entsetzliche Unglück. Er schrie und stöhnte: «Um Gotteswille, ich törf nüd sterbe, ich törf nüd,

ach du armi, armi frau!» Sie dagegen war immer beschäftigt, ihm das geringste zu erleichtern. Sonst sprach sie nie ein Wort und hielt ihm nur ihre kühle Hand auf seine brennende Stirne, sodass sich die Schwestern oft fragten: «Hat diese Frau denn kein Herz?» Sie wartete ihn bis zu seinem Tode, und dann brach sie zusammen. Wenn sie sich früher zusammengenommen hatte, um ihrem lieben Manne nicht noch mehr Schmerzen zu bereiten, so weinte sie nun an einem fort und war doch glücklich, dass er von seinen entsetzlichen Schmerzen befreit war. Es wurde dann dafür gesorgt, dass die Leiche ihres Gatten an ihren Wohnort gebracht wurde, und sie reiste ab. Eine Woche später traf die Nachricht ein, dass sie unerwartet rasch an der Grippe gestorben sei. Jedenfalls hatte sie sie in Zürich geerbt und war nun ihrem geliebten Manne doch noch nachgefolgt.

Eines Tages musste ich folgendes Telegramm auf der Hauptpost aufgeben: «An Joseph Aregger, Wolhusen, Luzern. Kommen dringend erwünscht. Reisegeld 25 Franken beiliegend. Krankendepot Schanzengraben, Zürich.» Als Herr Aregger seinen sterbenden Bruder besucht hatte, weinte er bitterlich. Noch am selben Tage kam eine Pflegerin an, seine Schwester. Sie pflegte nun ihren Bruder mit Liebe und Sorgfalt, wobei sie ihre Tränen nicht zurückhalten konnte beim Anblick dieser Leiden und Schmerzen ihres Bruders. Ihr Bruder hatte beständig Atemnot. Sein Röcheln und Stöhnen konnte man noch auf dem Gange draussen hören. Oft mussten wir in die Apotheken springen, um schnell wieder eine Sauerstoffbombe zu holen für den langsam erstickenden Aregger. Etwas so Entsetzliches habe ich nie gesehen. Steif lag er in seinem Bette, hatte den Mund unnatürlich weit aufgerissen, purpurrote Wangen und eine schweissbedeckte Stirne. Seine Schwester suchte sie ihm beständig zu kühlen und blieb bis zum letzten Augenblicke bei ihm. Nachher zog sie schlicht und gefasst wieder ab, aber es war eine unnatürliche Gefasstheit. Ach wenn man einen so armen Menschen so entsetzlich leiden sieht, so wird man beinahe froh, wenn seine Leiden endlich zu Ende sind. Diese Schwester verbarg ihren Schmerz vor uns und den andern fremden Leuten, aber wie wird sie sich erst im stillen Kämmerlein vorgekommen sein, wie verlassen muss sie sich da gefühlt haben. Sie wollte den Krankenpflegerinnen noch etwas Liebes erweisen und schickte ihnen auf den Sonntag einen Kuchen. Wie wird aber das Wiedersehen der beiden zurückgebliebenen Geschwister in ihrer Heimat gewesen sein?

Eines Tages hiess es, nun gehe es mit Bühler dem Ende zu. Dieser stammte aus dem obersten Entlebuch und war überall als einer der grössten Säufer bekannt. Die letzten paar Tage lang hatte er immer nach Most geschrien. Als man ihm ein Glas Wein brachte, stürzte er sich so unsinnig darauf los, dass er die Hälfte über sein Hemd goss.

Hier enden die Aufzeichnungen mitten in einer Seite. Neue Erlebnisse und Pflichten haben Eduard offenbar am Weiterschreiben gehindert. Er vergass diese Zeit nie. Uns, seinen Kindern, erzählte er manchmal davon, auch Dinge, die er nicht aufgeschrieben hat: dass er manchmal mit den Eltern von sterbenden oder toten jungen Soldaten zusammen weinte; dass er und sein Kamerad trotz der traurigen Ursache sich freuten, wenn sie mit dem Stroh aus den Sterbebetten ein recht grosses, schönes Feuer am Ufer des Schanzengrabens entzünden konnten; und dass die Pflegerinnen und Sanitätssoldaten abends miteinander tanzten.

Ein besonderes Problem boten die über tausend gespendeten Betten: Viele waren nur mangelhaft oder überhaupt nicht gekennzeichnet. Als die Epidemie vorbei war, wurden daher die Zürcher durch die Zeitung aufgefordert, selber in den nun leeren Notspitälern ihre Betten zu suchen.

Personen:

- ¹ Leo Seiler, 1904–1985, später Arzt in Kloten.
- ² Viktor Kunz, geb. 1900, später Arzt in Stäfa.
- ³ Cousin von Eduard.
- ⁴ Jüngste Schwester von Eduards Mutter.
- ⁵ Otto Seiler, Bruder von Eduards Vater, Untersuchungsrichter.
- ⁶ Max Appenzeller, 1902–1986, später ing. agr. ETH.